„Wenn Panther*innen in die Tasten. . .“

„Wenn Panther*innen in die Tasten hauen . . . gibt’s gute Geschichten“, lautete der Titel der Veranstaltung vom 2. Dezember 2024 in der Kantonsbibliothek Liestal. Die Lesung der Schreibgruppe der Grauen Panther Nordwestschweiz gab dem zahlreichen Publikum einiges zum Nachdenken, aber auch zum Schmunzeln und Lachen mit.
Nun sind acht dieser zwölf Beiträge auf www.grauepanther.ch nachzulesen. Eine Erinnerung für alle, die an der Lesung teilgenommen haben – eine Entdeckung für alle, die nicht dabei sein konnten.

Hw

Katharina Sulzer

«Rand» war vor einiger Zeit ein Monatsthema der Schreibgruppe.
Wir schauen zurück in die 50er Jahre. Wie war es? Welche Erkenntnis haben wir gewonnen?

Am Rand der Gesellschaft

Wir befinden uns in den späten 50er Jahren des letzten Jahrhunderts in einem 300-Seelen-Dorf, einem Bauerndorf, das sich langsam zu einem lokalen Zentrum mit Handwerkern, Kleinbetrieben, einer Fabrik, den üblichen Dorfbeizen (Hirschen, Löwen, Grütli, Bahnhof) und einem Hotel entwickelt.
Der Schulweg führt uns Kinder vorbei an der Metzgerei, dem «Grütli», hinauf zur Kirche und dem Kindergarten bis zur steilen Schulhaustreppe, durch die Türe hinein in den Bau aus der Jahrhundertwende und ins Zimmer der vierten Klasse.

40 Kinder, alle gleich mucksmäuschenstill, brav verharrend in den kleinen Schulbänken mit Tintenfass, alle etwa gleich alt, die Mädchen in Schürzen, die Buben in kurzen Hosen mit Hosenträgern. Alle gleich erwartungsvoll, alle gleich. Oder doch nicht?
Die Väter sind Bauern, Handwerker, Beamte, Fabrikbesitzer, Arzt, Lehrer, die Mütter Hausfrauen, Fabrikarbeiterinnen, Alleinerziehende. Dies alles ist den Kindern (noch) nicht bewusst, wird (noch) nicht als entscheidender Unterschied wahrgenommen. Bis, ja, bis der Lehrer – nett und freundlich mit den einen, böse und mitunter gewalttätig mit den andern – allen klarmacht, dass es da durchaus Unterschiede gibt, und diese den Kindern nicht nur vor Augen hält, sondern sprichwörtlich in deren Bewusstsein prügelt.

Da ist Päuli, Sohn einer alleinerziehenden Mutter, von der man nicht so recht weiss, woher und wie sie den Unterhalt ihrer Familie bestreitet. Man munkelt, dass …
Und da ist Hanspeter, immer barfuss, Schrammen an den Knien und Karrenschmiere in den Haaren, eines von 10 Kindern des Schusters und Sonntagschullehrers.
An Päuli und Hanspeter wird den Kindern vorgelebt, dass es Unterschiede gibt. Sie werden an die Tafel gerufen, werden für ihr Nichtwissen geschlagen. Hanspeter

blutet und darf nach Hause gehen. Päuli muss den Stock holen. Wir Kinder wissen, was das bedeutet. Die Angst im Klassenzimmer ist greifbar: Wer kommt als nächstes dran?
Päuli und Hanspeter, zwei zehnjährige Knaben, vom Lehrer gestempelt, vor 40 Kindern blossgestellt, an den Rand gedrängt.

60 Jahre später im gleichen Dorf, das unterdessen zu einem Zentrum mit Autobahnanschluss und annähernd 10`000 Einwohnern angewachsen ist. Schauplatz: das beste Restaurant. 20 ältere Damen und Herren treffen sich zum Mittagessen, zur Klassenzusammenkunft. Päuli, nein Paul, erzählt heitere Geschichten aus seinem Dasein als Rentner, geniesst das Leben. Nur seine Hände zeigen die Vergangenheit eines hart Arbeitenden. Und Hanspeter? Hanspeter hat dem Dorf den Rücken gekehrt, ist fortgezogen in die Stadt, niemand weiss genaueres. Ist er über den Rand hinaus gegangen?

Yvonne Schmid

Der Taubenmann
Als wir vom Speisewagen in unser Abteil zurück kamen, begrüsste uns ein neuer Passagier, ein schmales Bürschchen. Auf seinem dünnen Hals sass ein kleiner Kopf, der sich ruckartig mal zu meiner Reisebegleiterin Pat, mal zu mir drehte. Er redete pausenlos und konnte nicht begreifen, dass wir nichts verstanden. Ruski, betonte er und zeigte auf sich. Mehrere Zahne fehlten in seinem lachenden Mund. Er hatte getrockneten Fisch gekauft, musste ihn gut verpacken, denn er roch streng. Dies verstanden wir gut und nickten zustimmend. Bald sassen wir drei gemütlich beieinander und genossen die prächtige Fahrt dem Baikalsee entlang.
Ein eigenartiges Geräusch liess uns aufhorchen. War da nicht ein dumpfes Kratzen? Wir schauten uns fragend um. Unser Gegenüber nickte anerkennend und öffnete den Deckel des aufklappbaren Sitzes. Dort, wo ein grosser Koffer hineinpasste, trippelten etwa zwanzig gurrende Tauben hin und her. Der Besitzer strahlte vor Freude und Stolz. Er hob und senkte die Arme. Brieftauben? Ich zeichnete unbeholfen einen Vogel mit Brieflein im Schnabel auf meinen Block. Da, da! bestätigte der Taubenmann und sein Kopf ruckelte auf und ab. Mit meinen nicht vorhandenen Russischkenntnissen deutete ich seinen Redestrom und seine pantomimischen Bewegungen:
Die Tauben hatten genug Luft, alles sei sauber geputzt, es würde nicht stinken, die Tauben seien ganz ruhig.
Die Landschaft wurde monoton, einlullend, einmal mehr Birken, nur Birken. Wir dösten eine Weile, doch als wir aufwachten, war der Taubenmann weg, verschwunden, als ob er samt seinen Tauben davongeflogen wäre.

Eva Frey

Rand, am Rande, Ränder

Sie stehen am Rande und schauen zu. Sie gehören nicht dazu. Vor ihren Augen ein buntes Treiben. Sie stehen am Rande und schauen zu.
Perspektiven-Wechsel
Kunstgeschichte für Sehbehinderte mit dem Kunsthistoriker Fabian Feldo und dem

Theater-Pädagogen und Blindentrainer Michael Dietz. Da stehen die andern am Rande und gehören nicht dazu. Das heutige Thema: Erasmus von Rotterdam. Angefangen beim Konzil von Basel umreisst Fabian geschichtliche Fakten. Wir unterbrechen ihn wie üblich mit Fragen und Einwürfen. Nicht einfach für den Referenten. Wir bringen ihn von seiner Vorlage weg. Doch diese eineinhalb bis zwei Stunden gehören uns Frauen. Hier stehen wir nicht am Rande.
Endlich kommen wir über Münzprägung, Bibel-Übersetzungen, Buchdruck zum Gemälde des Erasmus, das seit Anbeginn der Kunstsammlung im Museum hängt. Profilporträt, das Markenzeichen des Gelehrten Erasmus. Wir erhalten drei Vorlagen, einen vergrösserten Farbdruck, ein Schwellbild und ein Fühlbild. Schon das Schwellbild eine Herausforderung. Michael paust die Umrisse mit einem Kulli ab, zeichnet die Ränder ein, überträgt diese mit einem breiten wasserfesten Filzschreiber auf das spezielle Papier, eine Seite glatt beschichtet, die andere rau. Er fertigt mit dem Kopierer für jeden ein Bild. Anschliessend schiebt er die Kopien durch das sogenannte «Öfchen». Durch die Hitze schwillt das Papier an und die Umrisse erheben sich, werden fühlbar.
Die dritte Vorlage ist ein manuell angefertigtes Fühlbild, welches Michael mit verschiedenen Materialien, Wellkarton, glattem Karton, Klebefolien, dickem farbigem Zeichenpapier, flach gedrücktem Pfeifenputzer, gestaltet. Als Erstes erklärt Fabian den Farbdruck, beschreibt, was wir darauf sehen oder eben nicht.
Dann fahren unsere Finger den Linien des Schwell-Bildes entlang. Darauf erkenne ich die Bücher im rechten oberen Rand und mit Michaels Handführung die Schreibhaltung. Jetzt sind mir die Umrisse bekannt. Danach tasten meine Finger das Fühlbild ab. Ich entdecke den Ring und die Kappe, für Gut-Sehende eine Selbstverständlichkeit, für mich eine Neuheit.
Zwei Wochen später stehe ich vor dem Original. So nahe, dass die Aufsicht auf Nadeln steht. Aus Rücksicht auf ihn verschränke ich die Arme und signalisiere, bin nicht gefährlich.
Ich schaue das Bild an, fühle Michaels Handführung, höre Fabians Beschreibung. So sehe ich das Bild. Ich stehe nicht am Rande, vielmehr direkt davor. Kurze Zeit später verlasse ich den Raum.
Auf Wiedersehen.
Ich meine einen Seufzer der Erleichterung in der Antwort des Aufsehers zu hören. Jetzt darf er den Rand verlassen.
28.2.2024

Marie-Anne Thompson

Der Schatzsucher

Es war einmal ein Mann, der hiess Florian. Dass er Florian hiess, kam daher, dass sein Vater Feuerwehrmann war und darauf bestanden hatte, seinen Sohn nach dem Schutzpatron seiner Gilde zu benennen. Aus Florian wurde dann Flo.
Eines Tages las Flo in der Zeitung, dass eine Kundin in einem Trödlerladen eine gebrauchte Handtasche gekauft hatte, in deren Futter sie im Nachhinein eine Tausendernote entdeckt hatte. Warum sollte so etwas nicht auch ihm passieren? In der Nähe seines Wohnorts gab es zwar keinen Trödlerladen, aber jeden Samstag fand um die Ecke ein Flohmarkt statt. Dort könnte er doch sein Glück versuchen.
So kam es, dass sich Flo jeden Samstag auf die Schatzsuche begab. Die Verkäufer vom Flohmarkt beobachteten ihn mit Argusaugen, weil er alles unter die Lupe nahm:

schmuddelige alte Kleider, abgetretene Schuhe, vergilbte Bücher, kaputte Bilderrahmen, reisemüde Koffer, zerschlissene Polsterkissen. Und das ohne je etwas zu kaufen.
Als Florian am 4. Mai 2019, seinem Namenstag, wie jeden Samstag den Flohmarkt aufsuchte, entdeckte er einen Stand, den er bisher gar nicht beachtet hatte. Unter den feilgebotenen Gegenständen befand sich eine wunderschöne, mit Perlmutt besetzte Dose, die Flo magisch anzog. Erwartungsvoll nahm er sie in die Hand und öffnete behutsam den Deckel. Und was fand er vor? Einen … Floh! Er konnte es kaum glauben. Eine Dame, die sich zufälligerweise am selben Stand aufhielt und die Szene mitgekommen hatte, brach in schallendes Gelächter aus. Flo sah sie verdutzt an. Da stellte sich die Frau vor: «Ich bin die Dame mit der Tausendernote in der gebrauchten Handtasche, die Dame vom Zeitungsartikel, der Ihnen den Floh ins Ohr gesetzt hat.»

Gertrud Stiehle

Spätsommertag

Noch krallt sich die Hitze fest in den kürzer werdenden Tagen.
Kaum ein Vogellied dringt durch die heissesten Stunden.
Überreif platzen Tomaten am Strauch,
und unter schattigem Laub schwellen Kürbiskugeln.

Über den Marktplatz flanieren farbenfrohe Kleider und weite Hosen
und sonnenverbrannte Haut übersät mit Tattoos.
Vor ihrem Geschäft schüttet die Besitzerin einen Kübel Wasser an die Wand –
nicht der Hunde wegen, nein, weil sie von Männerpisse stinkt.
Und die Surprise-Verkäuferin nebenan wirbt für ihr Blatt,
mitten unter Wahlkampagne-Helfern einer Partei.

Schwitzend fliehst du mit deinen Einkäufen heim.
Vor deinem Fenster winkt der Kastanienbaum.
Seine rostenden Blätterhände zeigen seit Tagen zum Boden.
Heute schon eingerollt fallen die Finger leichter im Wind.
Noch hängen frühlingsgrün die Kastanienkugeln fest im Gezweig
und ein Eichhörnchen schwingt sich dazwischen umher.

Zwei Dachdecker steigen aus einer Luke des Dachs gegenüber
und tun ihre Arbeit in der Spätsommerglut.

Du aber geniesst in der kühlen Stube deinen Gin Tonic.

Franz Hansen

Haselnüsse

Es ist Frühling. Der grosse Haselstrauch im Vorgarten blüht und die gelben Kätzchen fallen auf den Boden. Sie zerfallen zu einem gelben grobkörnigen Pulver, das man mit den Schuhen gerne ins Haus schleppt. Ich nehme den Besen und wische den

Vorplatz. Auch das angrenzende Trottoir wird Opfer meines Sauberkeitsfimmels. Ach nein, ausgerechnet jetzt kommt diese Frau vom Hochhaus mit dem Einkaufswagen. Sicher reklamiert sie wieder „Können Sie den Haselstrauch nicht entfernen? Ich kriege immer Heuschnupfen, wenn er blüht.“ Sie bleibt bei mir stehen und sagt „Können Sie den Haselstrauch nicht entfernen, ich kriege immer Heuschnupfen, wenn er blüht.“ Ich antworte wie immer nichts und wische weiter. Der Pöstler kommt mit seinem gelben elektrischen Dreirad auf dem Trottoir angefahren und steckt die Post in die Briefkästen der Reihenhäuser. „Nicht einwerfen, nur drauflegen“ rufe ich ihm zu als er bei unserem Briefkasten ist. „Danke, schönen Tag noch“ sagt er, und fährt an mir vorbei zum Nachbarbriefkasten. Ich wische weiter. Die Nachbarin kommt mit ihrem kleinen Hund aus dem Haus. Wir halten einen kurzen Schwatz über das Wetter und Gott und die Welt. „Schönen Tag noch“, sagen wir dann und sie geht ihren Weg, ich wische weiter.

Es ist Sommer, die Schulferien sind vorbei. Der Haselstrauch trägt grosse Blätter und viele Haselnüsse. Oft bleiben in seinem Schatten Menschen stehen und schwatzen oder stellen ihre schweren Einkaufstaschen auf den Boden, um auszuruhen. Manchmal öffne ich das Küchenfenster und frage „wie geht’s?“. „Gut, und Dir?“ „Mir auch, heiss heute, also dann schönen Tag noch.» Die Haselnüsse sind reif. Sie kullern auf den Vorplatz, das Trottoir und die Strasse. Die Kinder vom nahen Kindergarten sammeln sie auf und Hunde knacken sie. Die Krümel auf dem Boden werden von den lärmigen Krähen des Quartiers aufgepickt. Unser Nachbar fragte immer, ob ich ihm ein Schälchen Nüsse bringen könne. Ich brachte ihm ein volles Schälchen. „Danke und schönen Tag noch“, bedankte er sich. Inzwischen ist er verstorben. Ich sammle die Nüsse nicht mehr auf, sondern wische sie zusammen und entsorge sie in der Grünabfuhr. Eigentlich schade.

Es ist Herbst und die Blätter des Haselstrauchs fallen auf den Vorplatz und das Trottoir. Täglich muss ich wischen. Die alte Fabiana aus dem Friaul hinkt mit ihrem Einkaufswagen auf mich zu. Sicher sagt sie wieder „Salü Francesco, ich habe Schmerzen, es ist nicht schön, alt zu werden." Bei mir angekommen sagt sie „Salü Francesco, ich habe Schmerzen, es ist nicht schön, alt zu werden.“ Ich nicke und sage „mir tut auch alles weh“. „Ich muss noch einkaufen“, antwortet sie und humpelt davon. „Also, schönen Tag noch.“ Neben dem Trottoir hält ein oranges Auto des Werkhofs. Der Chauffeur steigt aus und begutachtet die Höhe des Haselstrauches. „Sie wissen, dass die freie Höhe über dem Trottoir mindestens vier Meter betragen muss?“ sagt der Orangenmann. „Aha, ja klar, ich werd die Äste kürzen lassen.“ „Okay, schönen Tag noch.“ Ich entschuldige mich beim Haselstrauch.

Es ist Winter. Der Haselstrauch ruht. Ich habe keinen Grund, mich auf dem Vorplatz und dem Trottoir zu beschäftigen. So ruhen auch viele Begegnungen, die ich seinetwegen das Jahr über habe. Aber ich freue mich auf den tschechischen Märchenfilm „Drei Haselnüsse für Aschenbrödel“, welcher immer an Weihnachten im Fernsehen gezeigt wird. Darin erfüllen drei Zaubernüsse die Wünsche von Aschenbrödel. Ähnlich ergeht es mir mit unserem Haselstrauch im Vorgarten. Er zaubert für mich das ganze Jahr über Kontakte mit Menschen herbei, die im nahen Einkaufszentrum einkaufen gehen, ihre Kinder in den Kindergarten oder auf den Spielplatz bringen, Konzerte oder Gottesdienste in der nahen Kirche besuchen, die Strasse reinigen, das Grüngut oder den Abfall holen, die Post bringen usw. Er macht das natürlich nicht ohne Gegenleistung. Er erwartet von mir, dass ich im Frühling seine Haselkätzchen, im Sommer seine Nüsse und im Herbst seine Blätter vom

Vorplatz und dem Trottoir wegwische. Der Aufwand lohnt sich, er ersetzt mir einen Psychotherapeuten!

Werner Plattner

In der Drogerie

Eines Morgens fahre ich zu meiner Drogerie in der Altstadt. Mit dem Velo, den Petersgraben hinab. Ein bisschen Wind um die Nase ist mir lieber als die manchmal etwas dumpfe Atmosphäre im Bus. Ich sage meine Drogerie, denn sie hat mich registriert und gratuliert mir alle Jahre im Frühling zum Geburtstag. Und schenkt mir einen Rabatt von 10% oder 20% für den nächsten Einkauf.
Es geht mir heute nicht um die Fusscrème, obwohl die auch schon fast aufgebraucht ist. Meine Ärztin hat mir ins Gewissen geredet: Ihre Füsse sind viel zu trocken, die Haut wird rissig und plötzlich haben Sie eine Infektion. Also eincrèmen, mindestens einmal pro Tag, am besten nach dem Duschen. Er ist mir vertraut, dieser Refrain. Ja, Sie mit Ihrem Jahrgang, da müssen Sie jetzt halt. Salben für dies und das, Pillen fürs Herz, Pillen fürs Cholesterin, Stützstrümpfe und Sturzprophylaxe, das ganze Programm. Übrigens, die, die da so mit mir redet, ist selber auch nicht mehr die Jüngste. Aber eine tüchtige Ärztin ist sie, und deshalb bleibe ich ihr vorläufig treu.
Heute sind mir die Zähne wichtig. Meine zweiten Zähne, echte Zähne, wohlverstanden. Vor zwei Jahren hatte ich, grad vor den Ferien, weil ich meine zu Hause vergessen hatte, in Chur eine elektrische Zahnbürste gekauft, auch in einer Drogerie. Ein teures Markenprodukt mit teuren Bürstchen dazu. Jetzt brauche ich neue Bürstchen.
Frau Ambühl bedient mich. Ich will meinen Namen nicht buchstabieren, zeige Ihr deshalb mein Sympany-Kärtchen. General Guisan-Strasse?, fragt sie, nach einem Blick auf den Bildschirm. So besteht sie, nichtsahnend, eine Art Prüfung. Denn nicht alle wissen, wie man Guisan ausspricht, geschweige denn, warum man diesem General in vielen Schweizer Städten eine Strasse, einen Platz oder eine Brücke gewidmet hat.
Jetzt halte ich der Frau Ambühl mein letztes Bürstchen entgegen. Curaprox power, sage ich, Curaprox forte. Wieviele? fragt sie. Und meint, man müsse achtgeben, man habe schnell etwas Falsches bestellt. Und schwer zu sagen, wie lange so ein Bürstchen hält. Mein Sohn zum Beispiel, sagt Frau Ambühl, braucht alle zwei Wochen ein neues. Dann hat er schöne Zähne?, frage ich. Hat er nicht, antwortet Frau Ambühl. – Ich würde, wenn ich Sie wäre, alle fünf Wochen wechseln. Das heisst, wir bestellen jetzt fünfmal zwei Stück, gibt zehn, und das reicht dann fast für ein Jahr.
Wie alt ist ihre jetzige Bürste?, fragt Frau Ambühl. Sie hat Jahrgang 1958, Sternzeichen Krebs. Fast sage ich das, kann grad noch innehalten. Nein, auf dieses Niveau darfst du hier nicht abrutschen, nicht hier in dieser seriösen Drogerie, bei einer so stilvollen Drogistin. Zudem, meine Freundin ist gewiss keine Bürste. Wie komme ich nur darauf?
Es ist zu bedenken, sagt Frau Ambühl, dass wenn sie vorzeitig kaputtgeht, Ihre Elektro-Zahnbürste, in einem Vierteljahr vielleicht, dann sitzen Sie auf sieben oder acht nicht mehr brauchbaren Bürstchen. Zu einer anderen Elektrobürste passen sie ja nicht. – Dass ich selber, angejahrter Knabe, auch jederzeit von der Stange fallen könnte, das zu denken – oder gar zu sagen –, dafür ist die Frau Ambühl viel zu nett.

Mein Kompliment, Frau Ambühl, sage ich zu Frau Ambühl. Wie umsichtig Sie alles bedenken. Es nähme mich wunder, Frau Ambühl, es nähme mich wahrhaftig wunder, ob die Frau Amherd, ich meine die in Bern, die Bundesrätin, ja die Viola, die aus dem Wallis. ob die es auch so genau nimmt, wenn sie neue Düsenjäger bestellt für ihre Armee. Diese Flieger sind ja teuer, mordsteuer sogar. Man muss auch aufpassen, dass man nicht zu viele kauft. Und man weiss auch nie recht, wie lang sie halten. Frau Ambühl nickt, Elektro-Zahnbürstchen sind mir lieber, sagt sie, die machen mehr Sinn - und weniger Lärm. – Also, am Dienstag nächster Woche sind sie da, Ihre Bürstchen, abholbereit. Sie lächelt freundlich. Auf Wiedersehen.

Ich glaub, die Frau Amstutz freut sich, wenn ich wiederkomme. Ich will dann noch Zahnseide kaufen, Zahnhölzchen und Interdentalbürstchen. Das sind die für zwischen die Zähne. Die sind nicht elektrisch und die machen gar keinen Lärm.

Dora Kostyal-Berecz

Zeitlos

Wenn jemand stirbt, bleibt die Zeit gewissermassen auch für die Überlebenden stehen.
Die gleiche Zeit, die sonst gleichgültig und gnadenlos an uns vorbeirauscht, der wir nachjagen, bis wir selber in die Zeitlosigkeit treten.
Nicht nur, dass die Verstorbenen ab ihrem Todeszeitpunkt im gleichen, in ihrem Alter bleiben, den anderen lassen sie auch keine Möglichkeit, mit ihnen in der Zeit weiterzugehen. Wenn sie für Momente in unserem Leben präsent sind, dann – obwohl in der Gegenwart – doch vergangenheitsbezogen, eingefroren in ihrer Zeit. So werden wir sozusagen zu Eltern unserer eigenen Eltern (wenn wir lang genug leben) oder zu älteren Geschwistern unserer ehemalig älteren Schwestern und Brüder. Oder die Unglücklichen, die ihre Kinder verloren haben, zu deren Gross- und Urgrosseltern.

So viel möchte man zeigen, teilen, aber die früher vitalen Menschen sind nun ihre eigenen Schatten oder schemenhaft aufsteigende Nebelschwaden über den Seen beim Sonnenaufgang. Stumm und alles verschluckend in ihrem ungreifbar geheimnisvollen Nicht-Dasein. Ihr Abdruck in uns und in der Welt um uns herum kommuniziert auf geisterhafter Ebene mit ihnen.
Ein wortloses Dahinschweben, aufgelöst durch die ersten Strahlen rationaler und funktionaler Sonnenhaftigkeit.